

Letzter Vorhang

Mit einer
»Matinée für
Claus Peymann«
nahm das Berliner
Ensemble Abschied

Zum letzten Mal hob sich vergangenes Sonntag im Berliner Ensemble (BE) um Punkt zwölf Uhr der Vorhang für einen Theatermacher, der dort von 1999 bis 2017 das kreative Zepher in den Händen hielt: für Claus Peymann. Ich traf diesen König der Regie – eine persönliche Erinnerung sei erlaubt – zuletzt anlässlich eines Anstandsbesuchs beim Schauspieler Bernhard Minetti, auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof. Jetzt liegt Peymann auch dort, ist aber leichter zu finden als Minetti. Er ruht bei der Luther-Statue gleich links.

Links von Luther – das passt. Aus Klassikern machte Peymann moderne Gegenwartsstücke, aus Uraufführungen Feste der Vergänglichkeit. 25 Weggefährterinnen und Weggefährten versammelten sich jetzt auf der Bühne, um ihm das letzte Geleit zu geben. Die Schauspielerin Meret Becker, die Peymann und Peter Handke mal eine Uraufführung rettete, stand dabei als wandelndes A und O für Peymann ein. Mit einer Spieluhr und einer singenden Säge bewaffnet, trug sie rührende Zeilen vor (»Jeder geht anders«). Später warf sie als Teilnehmerin eines Totentanzes, den Peymann noch selbst inszeniert hatte, Konfetti in den Bühnenraum. Zum Abschied pustete sie das bunte Zeug von ihrer Hand wie einen Liebesgruß.

Über den wird sich der Geist von Peymann besonders gefreut haben. Oliver Reese, sein Nachfolger als Intendant des BE, gestand hingegen in seiner Rede einen Diebstahl aus Liebe: Der im Belser Verlag erschienene Bildband über Peymanns Stuttgarter Inszenierung von »Faust I« und »Faust II« faszinierte Reese so sehr, dass er ihn aus der Stadtbibliothek in Paderborn dauerhaft entwendete.

Gar nicht geklaut, sondern wunderschön war der Vortrag von Carmen-Maja Antoni, die in einem knackigen Report Peymanns Weg von Wien nach Berlin schilderte. Sie, die schon vor ihm am BE der Schauspielkunst mit Sternendunst diente, wurde dank ihm zur »Mutter Courage« des 21. Jahrhunderts. Hermann Beil, Peymanns langjähriger Dramaturg, punktete indes mit einem Zeugniszitat von 1947: »Peymann rülpst«.

15 verschiedene Nummern, darunter eine Foto- und eine Filmcollage, erinnerten an den König der Theaterregie. Meike Droste als Brechts »Heilige Johanna der Schlachthöfe« beschrieb 2003 die Schaukel, die Arm und Reich voneinander trennt. Und Sabin Tambrea starb nochmals als »Prinz Friedrich von Homburg« im Kugelhagel. Der Klang schon 2017 mehr nach Krieg als nach Hinrichtung. Es war, wie Peymann es gewollt hätte: zum Lachen, aber auch zum Weinen schön.

Gisela Sonnenburg

»Willkommen im Zeitalter der Ermüdung«

Kommt nicht recht aus dem Quark:
Mit Egon Erwin Kisch auf Verbrecherjagd
im Prag von 1910. Von Sabine Lueken

Mit Angst und Sorge erwartet man im Mai 1910 in Prag die Wiederkehr des Halley'schen Kometen. Die Stimmung in der Stadt ist gedrückt, bei manchen panisch. Das machen sich »finstere Gestalten« zunutze. Mehrere Männer der gehobenen Gesellschaft werden tot aufgefunden. Alle haben ein leeres Glasfläschchen in der Tasche. Selbstmord? Mord? Eine Verschwörung?

»Die Schatten von Prag, Kischs erster Fall«, der Buchtitel zeigt an, dass hier eine neue Krimireihe – der zweite Fall ist bereits unter dem Titel »Die Feuer von Prag« erschienen – etabliert wird. Protagonist ist die Stadt, Egon Erwin Kisch der Ermittler. Eine glänzende Idee, wie wird sie eingelöst?

Zuerst mal sei Kisch nicht Kisch, nicht der historische »Egon«, wie er von seinen Freunden genannt wurde, sondern eine Romanfigur, betonen die Autoren Martin Becker und Tabea Soergel. Trotzdem stimmen alle historischen Details bis aufs Kleinste. Kisch ist ein junger Gerichts- und Kriminalreporter bei der deutschnationalen Prager Zeitung *Bohemia*. Er raucht Kette, ist tätowiert, liebt die Frauen, Duell und Émile Zola und war eine Zeit lang »Ehrenbursch« der schlagenden Verbindung »Saxonia«. Er trifft seinen Freund Kafka, denn der erste Tote ist der Vize-sekretär der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt, Kafkas Vorgesetzter. Er zecht mit Jaroslav Hašek, dem Erfinder des »Švejk« und lebt im »Bärenhaus«, tanzt nachts auf den Kneipentischen

den Šlapák, vorzugsweise mit der schönen Revoluce. Er schleust sich ein ins Nachtsyl für Obdachlose (der Roman verwendet mehrfach original Kisch-Reportagen), um realitätsnah darüber schreiben zu können, und wartet auf den großen Scoop, den Solokarpfen, der ihn berühmt machen wird.

Ihm zugesellt als erfundene Figur und »feministischer Sidekick« (*Die Welt*) ist die abgebrochene Medizinstudentin Lenka Weißbach. Ihr habe die Literatin Lenka Reinerova Patin gestanden, so die Autoren. Lenka kommt gerade aus Berlin zurück, muss sich um die demente Mutter kümmern. Die Stadt mit den Nachtlökalen, »in denen Frauen fast so frei waren wie Männer«, die Orte der Berliner lesbischen Subkultur um 1910 stimmen. Da kommt Kisch gerade recht. Er überredet Lenka zu einer Anstellung bei der *Bohemia*, damit sie zusammen ermitteln können. Daneben fängt sie mit Jana, dem tschechischen Hausmädchen der Mutter, eine Liebschaft an und will mit ihr und dem Kind, das die unglücklich verheiratete Frau erwartet, zusammen leben. Sie plant eine Scheinehe.

Das Ermittlerduo wechselt sich ab als Erzähler – die beiden Autoren haben die entsprechenden Kapitel getrennt geschrieben. Dazu kommt Karel Novák, der »alte Zöllner«, der nachts an der Franzensbrücke die Maut erhebt. Er fürchtet den Einschlag des Kometen und gräbt sich heimlich ein Erdloch im hintersten Winkel des Kellers seiner Mietskaserne im Arbeiterbezirk Žižkov. Eine geheimnisvolle, nach Flieder duftende



Wo bleibt der Kriminalfall? Autorenduo Tabea Soergel und Martin Becker

Dame in Schwarz spielt eine wichtige Rolle. Sie war Lenka schon im Zug nach Berlin begegnet. »Willkommen im Zeitalter der Ermüdung«, hatte sie gesagt. »Schön, wie alles zugrunde geht, nicht wahr?« Kischs Redakteurskollegen und Vorgesetzte, Polizisten, Honoratioren der Prager Gesellschaft, Else Fanta, die Tochter einer bekannten Prager Salonière, der Gangsterboss Václav Kubitzka und viele andere historische Figuren bevölkern den Roman.

Lenka interessiert sich für die Psychologie von Verbrechern, Kisch nicht: »Das Soziale wiegt schwerer als das Psychologische.« Aber solche Überlegungen sind im Roman eher nebensächlich, wichtiger ist das Lokalkolorit Prags und die »historische Hintergrundstrahlung«, wie es die Autoren nennen. Die Spannungen zwischen Tschechen und Deutschen, die Feindseligkeit gegen Juden, die Topographie der Altstadt (schön ist

der alte Stadtplan auf dem Einband), die Schatten in den düsteren Gassen, Kassen und ambulanten Teestationen, wie dem »Café Kandelaber«, von dem Kisch schrieb, es würde von einer Dogge gezogen.

Man fragt sich zu Recht: Wo bleibt der Kriminalfall? Auf ihn soll hier gar nicht weiter eingegangen werden, die Aufklärung kommt nicht voran, bis sie in einem skurrilen Showdown an der Moldau kulminiert. Eigentlich stimmt alles, aber irgendwie bleibt ein befremdliches Gefühl zurück: Mit dem Wissen von heute einen Krimi über 1910 schreiben, so dicht an realen Personen und dieser Fülle an kulturgeschichtlichem Stoff, das haut irgendwie nicht recht hin.

■ Martin Becker/Tabea Soergel: Die Schatten von Prag, Kischs erster Fall. Kanon-Verlag, Berlin 2024, 312 Seiten, 24 Euro

Nietzsche und die Biologie ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Das Werden ist eine Vermehrung, die durch Ansteckung geschieht«, meinen die antdarwinistischen Denker Deleuze und Guattari. Sie haben dieses »Werden« von Nietzsche übernommen, der es von Heraklits »Fluss des Werdens« her begriff, in dem »nichts mit sich selbst identisch bleibt«. Und der sich »ab dem Sommer 1876 mit nichts anderem mehr beschäftigt hat als mit Naturwissenschaften, Medizin und Physiologie«, wie die französische Philosophin Barbara Stiegler in ihrem Buch »Nietzsche und das Leben« (2025) schreibt. Zwar hat Nietzsche dabei auch intensiv die Evolutionstheorie von Darwin studiert, aber sie reichte ihm nicht aus, »um das Leben einzufangen«, das eine weitere Aktivität voraussetzt: die Ernährung – »Einverleibung« im weitesten Sinne. »Evolution und Einverleibung sollten [ihm] fortan als die zentralen Probleme der Philosophie gelten«, die keine Metaphysik mehr ist. Ähnliches hat dann der Dichter Ossip Mandelstam unternommen: »Ich habe mein Schach auf die Biologie gesetzt, damit das Spiel ehrlicher werde.«

Nietzsche ging dazu vom damals

beginnenden Industriezeitalter aus, das zu einer »Beschleunigung der Lebensrhythmen sowie in der zunehmenden Auflösung aller Eingrenzungen« führte. In seinen nachgelassenen Fragmenten 1884 heißt es: »Die ehemaligen Mittel, gleichartige dauernde Wesen durch lange Geschlechter zu erzielen: unveräußerlicher Grundbesitz, Verehrung der Älteren (Ursprung des Götter- und Heroenglaubens als der Ahnherren). Jetzt gehört die Zersplitterung des Grundbesitzes in die entgegengesetzte Tendenz: eine Zeitung (anstelle der täglichen Gebete), Eisenbahn, Telegraph. Centralisation einer ungeheuren Menge verschiedener Interessen in Einer Seele: die dazu stark und wandlungsfähig sein muß.«

Was sie aber nicht ist. Noch weniger konnten die Individuen sich die vervielfältigten Anforderungen der zweiten industriellen Revolution einverleiben. Erst recht fühlen sich die meisten jetzt bei der dritten nicht mehr in der Lage, sie zu verdauen. Es mangelt jedoch nicht an Beruhigungsmitteln und an aufmunternden Slogans für sie: Der bayerische CSU-Ministerpräsident verkündet, »Hightech und Heimat« seien in seinem

Bundesland »vereint«. Neuerdings heiße es auch noch »Laptop und Lederhose«, »Rosenkranz und Raumfahrt«, »Leberkäse und Laser«, »Gigabit und Gamsbart«, »WLAN und Weißbier«, »KI und Knödel«, ergänzte der Herausgeber des bayerischen *Unternehmermagazins*. Der bayerische Filmemacher Herbert Achternbusch hatte bereits 1981 den Eindruck: »Früher ist hier Bayern gewesen. Jetzt herrscht hier die Welt. Die Welt vernichtet uns, das kann man sagen.«

Um sich zu entwickeln, muss man sich an die sich verändernden Umstände anpassen, das heißt, sich passiv durch die Anforderungen der Umwelt formen lassen, aber für Nietzsche setzt Entwicklung im Gegensatz zu den Anhängern der Anpassungstheorie (Darwin/Spencer) die Fähigkeit voraus, sich selbst aktiv und tiefgreifend zu verändern. Das ist keine Frage des Bewusstseins, sondern des Leibes. Nietzsches Bündnispartner ist dabei der Mediziner Rudolf Virchow und dessen Zelltheorie, die Dezentralisierung des lebendigen Subjekts, die es ihm erlaubt, jegliche Zentralisierung zu verwerfen: laut Stiegler »das Gehirn (das zentrale

Nervensystem) und das Herz (das Zentrum des Blutkreislaufs)« – doch auch und »vor allem die Illusion einer Zentralisierung durch das Bewusstsein« oder den »Genzentrismus«. Die Zellen, das sind für Nietzsche »jene kleinsten lebendigen Wesen, welche unseren Leib konstituieren«. Wir sind jeder für sich ein Wir. »Wo Leben ist«, da ist für Virchow »eine genossenschaftliche Bildung«, Nietzsche: »Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen« – das sind seine 36 Billionen Körperzellen, die mit unterschiedlicher Geschwindigkeit kommen und gehen und auch schon Ich sagen.

Für die Mikrobiologen ist das heute schon fast ein alter Hut. Denn für sie sind wir keine Individuen mehr, sondern Holobionten. Zwei Embryologinnen am Pariser Institut Pasteur konstatierten: »Bei der Geburt eines Menschen entsteht ein neuer Staat, beim Krebs bricht die Anarchie aus.« Man muss (mit Nietzsche/Stiegler) die Anpassungstheorie der Biologen umkehren: Jedes Mal, wenn sich ein Lebewesen von der äußeren Wirklichkeit ernährt, ist es das Wirkliche, das sich dem Lebendigen anpasst, und nicht umgekehrt.